

Kurz und gut am Montag, den 27. Juni 2016, von
Martina Höhns, Theologin in Bremen

Siebenschläfer

„Scheint am Siebenschläfer Sonne, gibt es
sieben Wochen Wonne“.

Das ist eins der netteren Sprichworte für den so
genannten Siebenschläfertag. Die alte
Bauernregel sagt: Das Wetter am 27. Juni
bestimmt das Wetter in den kommenden
Wochen:

„Das Wetter am Siebenschläfertag / sieben
Wochen bleiben mag“.

Der Siebenschläfer ist ein kleines putziges
Nagetier. Er ist nachts aktiv und hält einen
besonders langen Winterschlaf. Eigentlich ist der
Siebenschläfer nur von Mai bis September aktiv,
danach buddelt er sich in die Erde ein, lebt von
seinen Fettreserven und schläft.

Aber mit dem Siebenschläfertag heute hat dieses
Tierchen eigentlich auch gar nichts zu tun.

Denn seinen Namen verdankt der
Siebenschläfertag einer alten Legende:

Unter dem römischen Kaiser Decius gab es im 3.
Jahrhundert eine große Christenverfolgung.
Sieben junge Christen haben in einer Berghöhle
in der Nähe von Ephesus Zuflucht gesucht. Aber
ihre Verfolger haben die Sieben entdeckt und
lebendig in der Höhle eingemauert.

Der Legende nach sind die sieben jungen Leute
aber nicht gestorben, sondern sie haben
geschlafen, 195 Jahre lang.

Am 27. Juni im Jahr 446 – so die Legende - wurden sie zufällig entdeckt, sie wachten auf und erzählten allen von ihrem Glauben an die Auferstehung der Toten.

Schon im 6. Jahrhundert ist diese Geschichte aufgeschrieben worden. Gregor von Tours hat sie ins Lateinische übersetzt. Später sind auch griechische und syrische Varianten entstanden. Eine hat sogar Eingang gefunden in den Koran.

Im Landkreis Passau gibt es bis heute eine der wenigen Siebenschläferkirchen. Hier hat ein Rokoko-Stukkateur die Berghöhle mit den Siebenschläfern wunderbar nachgebaut. Und bis heute gelten die Siebenschläfer als Patrone gegen Schlaflosigkeit.

Übrigens: Die Statistik der Wetterforscher zeigt: es ist regional sehr unterschiedlich, mit welcher Wahrscheinlichkeit die Siebenschläferregel eintritt:

In Süddeutschland trifft sie zu 60-80% zu. Für Norddeutschland - mit dem stärker maritim geprägten Klima - soll sie in der Regel nicht anwendbar sein.

Kurz und gut am Dienstag, den 28. Juni, von
Martina Höhns, Theologin in Bremen

Wie sind denn die Leute so?

Neulich hat mir ein psychologisch geschulter
Seelsorger folgende Geschichte erzählt:

"Ein Wanderer kommt an das Tor einer fremden
Stadt. Davor sitzt ein alter Torwächter. Bei ihm
erkundigt sich der Fremde:

"Wie sind denn die Leute so in dieser Stadt?" –

"Wie waren sie denn dort, wo du herkommst?"
fragte der Torwächter zurück.

Der Wanderer erwidert: "Sie waren grässlich
eigensüchtig und voller Neid, und niemand ließ
am anderen ein gutes Haar, und ständig wurde
gestritten." –

"Nun", sagte der Alte, "so ungefähr werden sie
auch hier sein."

Später kommt ein anderer Reisender. Auch er
will wissen, was er von den Bewohnern in dieser
Stadt zu erwarten hat. Und der Greis stellt ihm
wieder die gleiche Frage:

"Wie waren denn die Leute dort, wo du
herkommst?"

Der Reisende entgegnet: "Die waren meist
freundlich, und einer half dem anderen, und man
fühlte sich wohl bei ihnen."

Und wieder gab ihm der Wächter am Tor die
Auskunft: "So ungefähr werden sie auch hier
sein."

Der Kollege wollte mir mit dieser Geschichte
etwas klar machen:

„So wie Du in den Wald hineinrufst, so schallt es
auch wieder heraus.“

Das habe ich tatsächlich schon oft erlebt. Wenn es mir gut geht, sind auch die Kollegen freundlich und hilfsbereit.

Bin ich selbst schlecht drauf, schaut mich schon die Verkäuferin beim Bäcker schräg an. Ich beiße mich dann regelrecht fest an dem, was mir auf die Nerven geht.

Viele Psychologen und Theologen sind überzeugt: Das, worauf ich meine Aufmerksamkeit richte, das prägt auch mein Leben.

Aufmerksamkeit ist heute ein hart umkämpftes Gut. Aber es liegt an mir, wem oder was ich sie schenke.

Kurz und gut am Mittwoch, den 29. Juni, von
Martina Höhns, Theologin in Bremen

Peter und Paul

Im letzten Jahr stand der Name Paul auf Platz 7
der beliebtesten Vornamen für Jungen in
Deutschland.

Den Namen Peter findet man seit 1990 dagegen
nur noch selten. Dafür hatte Peter über einen
sehr langen Zeitraum Hochkonjunktur, nämlich
von 1935 bis 1960.

Namenstag haben heute aber beide: Peter und
Paul. Denn heute feiern wir in der katholischen
Kirche das Hochfest Peter und Paul.

Gemeint sind die beiden Apostel Petrus und
Paulus. Gemeinsam haben sie heute ihren
großen Tag:

Zwei Männer, wie sie verschiedener kaum sein
können:

Petrus, der einfache Fischer aus Galiläa.

Paulus, ein gebildete Akademiker aus Tarsus mit
römischem Bürgerrecht.

Petrus hat von Anfang an zu den Anhängern
Jesu gehört. Als ehrlich, herzlich, praktisch, aber
auch impulsiv wird er in den Evangelien
beschrieben. Obwohl er Jesus dreimal
verleugnet, macht Jesus ihn zum Leiter der
jungen Kirche. „Erster unter den Jüngern“ wird er
oft genannt.

Paulus hat den irdischen Jesus überhaupt nicht gekannt. Zunächst hatte er die Christen sogar verfolgt. Erst nach seinem Bekehrungserlebnis vor Damaskus hat er sich der christlichen Bewegung angeschlossen. Vom Saulus zum Paulus. Er reist viel und überzeugt viele Menschen vom christlichen Glauben. Deshalb wird er häufig auch als „Völkerapostel“ bezeichnet.

Soviel wir wissen sind sich Petrus und Paulus nicht oft begegnet. Dreimal soll es gewesen sein. Und sie sind sich wohl ziemlich fremd geblieben, was bei den unterschiedlichen Biografien auch nicht verwunderlich ist.

Was beiden gemeinsam ist, ist ihr in Tod in Rom. Petrus und Paulus sind beide während der Christenverfolgung unter Kaiser Nero in Rom getötet worden. Dort sind auch ihre Gräber über die große Kirchen gebaut worden sind: Der Petersdom und die Papstbasilika St. Paul vor den Mauern.

Noch heute werden diese so verschiedenen Männer verehrt, als so genannte „Apostelfürsten“. Der eine – Petrus – meistens mit dem Symbol des Schlüssels in der Hand. Der andere – Paulus – meistens mit einem Buch in der rechten und einem Schwert in der linken Hand.

Petrus und Paulus, zwei ganz unterschiedliche Typen. Sie werden nicht gegeneinander ausgespielt. Nicht mit einander verglichen. Beide haben von Anfang an ihren Platz in der Kirche, beide werden heute gefeiert. Diese Vielfalt gehört von Anfang dazu, auch zum Leben der Kirche.

Kurz und gut am Donnerstag, den 30. Juni, von
Martina Höhns, Theologin in Bremen

Die Seele baumeln lassen

„Wir lagen auf der Wiese und baumelten mit der Seele.“

Diesen Satz hat Kurt Tucholsky geschrieben in seinem *Roman Schloss Gripsholm. Eine Sommergeschichte*. Das war 1931.

Seitdem erfreut sich die Redensart „die Seele baumeln lassen“ großer Beliebtheit.

Und sie passt ja auch ganz gut in die Urlaubszeit.

Sie macht klar: Wer sich entspannt, lässt den Dingen freien Lauf, er hält nichts fest. Er lässt die Dinge kommen und gehen, er lässt sie sozusagen "baumeln".

Wenn ich meine Seele baumeln lasse, gebe ich mich keinen zwanghaften oder anstrengenden Gedanken hin. Ich lasse meinem Denken und meinem Gemüt freien Lauf. Erlaube mir, auch zu träumen. Es gibt kein „Muss“ und kein „Sollte“, sondern „Kann“ und „Darf“.

Aber das ist meistens ja leichter gesagt, als getan. Auch im Urlaub.

Das deutsche Wort "Seele" kommt von dem urgermanischen Wort für "See". Denn die Germanen glaubten: die Seelen der Menschen halten sich vor der Geburt und nach dem Tod in bestimmten Seen auf.

Und manchmal hilft es mir tatsächlich, mir die Seele wie einen See vorzustellen:

Es gibt Zeiten, da ist sie ganz ruhig und still;
und es gibt Zeiten, da stürmt es und die Wogen
gehen hoch.

Es gibt Zeiten, da strahlt sie und glänzt,
und es gibt Zeiten, da ist sie wie trübes Wasser.

Dann verliere ich sie manchmal fast ganz aus
dem Blick. Wenn es nur noch um Leistung geht,
darum, zu funktionieren.

Mir hilft dann ein Blick ins Matthäusevangelium.
Da steht: „Was nutzt es, die ganze Welt zu
gewinnen und dabei die Seele zu verlieren? Gibt
es etwas Kostbareres als die Seele?“

Deshalb gefällt mir auch der Satz von Kurt
Tucholsky: Die Seele baumeln lassen.

Kurz und gut am Freitag, den 1. Juli, von Martina Höhns, Theologin in Bremen

Die schönste Nebensache der Welt

Die schönste Nebensache der Welt: In diesen Tagen kommt kaum jemand an ihr vorbei. Fußball auf allen Kanälen.

Noch ein paar Tage, bevor am 10. Juli nach dem Finale dann der neue Fußballeuropameister fest steht.

Es ist schon eine ganze besondere Stimmung in den Stadien oder beim Public Viewing. Emotion pur. Echte Freude und emotionaler Einsatz gehören dazu. Niederlagen müssen verarbeitet werden, verpasste Chancen und Fehler. Mannschaften halten zusammen, wachsen über sich hinaus. Es gibt Fangesänge, La-Ola-Wellen, Fahnen werden geschwenkt, Trikots getauscht. Natürlich gibt es auch üble Fouls und Gewalt unter den Fans. Intensiv ist das Gemeinschaftsgefühl nach einem Sieg, die Enttäuschung nach einer Niederlage.

Ich kenne Kirchenleute, die in diesen Wochen durchaus mit etwas Neid auf den Fußball schauen:

Da ist die Rede von Fußballgöttern, vom Fußball als Ersatzreligion, von Fußballstadien als neuen Kathedralen.

Tatsächlich hat der Religionsphilosoph Romano Guardini Gottesdienst und Liturgie einst als „heiliges Spiel“ bezeichnet: Der Gottesdienstbesucher soll so tief in die Liturgie eintauchen, so intensiv am Geschehen teilnehmen, dass er ganz darin aufgeht.

So wie es für einen Fußballfan im Stadion eben neunzig Minuten lang nichts Wichtigeres gibt als das Spiel.

Zu einem spannenden Spiel gehören Regeln, oft auch Rituale. Das hat schon der Soziologe Emil Durkheim gewusst und auf die Religion übertragen.

Das Empfinden für das Göttliche, für etwas Heiliges entsteht für ihn, wenn Menschen rituell Handeln. Rituelle Handlungen werden an bestimmten Orten vollzogen, zu immer gleichen Zeiten, mit bestimmten Worten, Gesten oder Gesängen. Es gibt sie in allen Kulturen.

Dass Rituale wichtig sind, haben mittlerweile auch viele Pädagogen und Psychotherapeuten erkannt. Rituale schaffen Sicherheit, sie geben Struktur und stärken die Gemeinschaft.

In der Kirche sind Rituale bei vielen eher auf dem Rückzug. Das formlose, spontane, individuelle Tun gilt mehr. Vielleicht staunen deshalb so viele Theologen über die Kraft der Rituale beim Fußballs.

Ich muss den Fußball nicht religiös überhöhen, um mich für ein spannendes Spiel zu begeistern. Fußball ist Fußball. Aber die Wirksamkeit von Ritualen zeigt er.

Kurz und gut am Samstag, den 2. Juli, von
Martina Höhns, Theologin in Bremen

Frauenbesuch

Eine junge Frau erfährt, dass sie schwanger ist.
Das war nicht geplant. Sie ist verwirrt,
überrascht, etwas ratlos. Aber sie spürt auch
eine große Freude.

Mit irgendetwem muss sie darüber reden. Mit
ihrer Mutter? Einer Freundin?

Der jungen Frau fällt ihre ältere Cousine ein. Zu
der macht sie sich auf den Weg. Ist die nicht
auch gerade schwanger? Obwohl sie ja schon
recht alt dafür ist ...

Und richtig: als die junge Frau im Haus ihrer
Verwandten eintrifft und sich beide
gegenüberstehen, spüren sie es sofort: beide
erwarten ein Kind!

Beide wissen, dass die Schwangerschaft ihr
Leben verändern wird, dass von nun an vieles
anders ist, ungewöhnlich und überraschend.
Aber sie können dazu aus ganzem Herzen ja
sagen. Und darüber freuen sie sich. Sie sind so
voller Freude, dass sie sich umarmen und
anfangen zu jubeln und zu singen.

Das ist die Geschichte von Maria und Elisabeth,
die im Lukasevangelium erzählt wird.

Viele Künstler haben sich von der Begegnung
dieser beiden schwangeren Frauen inspirieren
lassen. Johann Sebastian Bach hat dazu nicht
nur den Lobgesang Mariens, das Magnificat,
komponiert, sondern auch noch zwei Kantaten.

In der Malerei haben sich ganz unterschiedliche Künstler mit dem Thema auseinandergesetzt, von Fra Angelico über Dürer bis zu Käthe Kollwitz.

Auch auf vielen Altarbildern findet sich die Szene: Maria und Elisabeth begegnen sich und teilen die Freude über ihre unerwartete Schwangerschaft.

Später wird Maria Jesus auf die Welt bringen, Elisabeth Johannes den Täufer.

Der Lobgesang Mariens, den sie bei dieser Begegnung anstimmt, ist bis heute ein Stück Weltliteratur. Dort heißt es:

„Meine Seele preist die Größe des Herrn,
und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter“.

Und weiter:

„Er zerstreut die im Herzen voll Hochmut sind;
er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.
Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben
und lässt die Reichen leer ausgehen.“

Heute am 2. Juli erinnert die Kirche an diese Begegnung der beiden Frauen Maria und Elisabeth. Mit dem Fest Mariä Heimsuchung, das heute gefeiert wird.